

Der Philosoph und die Eitelkeit. Arthur Schopenhauer und sein Bildnis

von Jochen Stollberg (Dresden)

In diesem Beitrag geht es um das Porträt Arthur Schopenhauers. Nicht um sein Weltbild, nicht um das Bild seines Gedankengebäudes, sondern um das Bild, das der Philosoph von sich selbst hatte, um die Frage, welche Bedeutung er seinem Porträt beimaß und welche Funktion er der Verbreitung seines Bildes im Zusammenhang mit der Verbreitung seiner Philosophie zugedacht hat. Daher werden wir uns nur mit den wenigen Bildern befassen, die zu Lebzeiten des Philosophen entstanden sind, die er selbst veranlasst, oder deren Entstehung er miterlebt hat, und die jeweils für sein Leben mit einer Geschichte verbunden sind.

1. Ein Jugendbildnis von Karl Ludwig Kaaz

Das bisher erste zweifelsfreie Porträt Arthur Schopenhauers ist eine kleines rechteckiges Bild von etwa 7 x 8 cm Größe, mit Aquarellfarben auf eine Elfenbeinplatte gemalt. Entstanden ist es in Weimar im Jahre 1809, kurz bevor Arthur Schopenhauer nach Göttingen zur Universität ging. Dem erfolgreichen Start seiner Mutter Johanna Schopenhauer in der literarischen Welt Weimars verdankt Arthur, daß er die ungeliebte Laufbahn eines Hamburger Kaufmanns beenden darf und daß er sich seinem Jugendtraum, der Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten, widmen kann.

Den Auftrag zu dem Bild dürfte Johanna gegeben haben. Ihre Gefühle für den Sohn sind in dieser Zeit noch nicht von Haß geprägt, sondern eher ambivalent: Einerseits hatte sie oft schon Gelegenheit gehabt, ihr Unverständnis, ja ihren Ärger über den schroffen Charakter des jungen Mannes zum Ausdruck zu bringen. Andererseits ist sie gewiß auch stolz, im Kreise ihres illustren Weimarer Salons, in dem Goethe sich regelmäßig als Gast einfindet, einen Sohn präsentieren zu können, dessen Intellekt weit über die Ansprüche des auch von ihr geringgeschätzten Kaufmannsstandes hinausgeht. Der Künstler dieses kleinen Bildnisses ist der auch in Dresden bekannte Karl Ludwig Kaaz (1776–1810).

Das Bild bleibt nach Arthurs Weggang im Besitz der Mutter und kommt 1838 von dieser auf Arthurs Schwester Adele. Nach Adeles Tod am 25. August 1849 erhält es zunächst deren Universalerbin, Sibylle Mertens-Schaaffhausen.

Arthur Schopenhauer hat offenbar eine lebendige Erinnerung an dieses eine seiner ersten Porträts bewahrt, denn in einem Brief vom 21. November 1849¹ bittet Schopenhauer Sibylle, in Adeles Nachlaß nach dem Bild zu suchen, das er gern neben den Daguerreotypen mit dem Kopf des weißhaarigen Philosophen an der Wand seines Zimmers sehen möchte. Sibylle überläßt das Bild gern dem Bruder ihrer verstorbenen Freundin.

Als er es dann hat, bedankt er sich zwar freundlich, doch muß seine Eitelkeit von der Wirklichkeit des Bildes gekränkt gewesen sein. Er hängt es nicht auf und zeigt es nur ungerne. 1856 schreibt er auf die Rückseite des Bildes:

A. Schopenhauer aetatis anno vicesimo primo.
Neutiquam habebam capillitium rubicundum,
sed plane cinereum: evanuit heic color viridis, qui rubicundo super-
inductus, cinereum exhibebat.

1856.

[A. Schopenhauer im Alter von einundzwanzig Jahren. Ich hatte keineswegs rötliches, sondern völlig aschblondes Kopfhaar. Es ist hier die grüne Farbe geschwunden, die, dem Rötlichen aufgetragen, das Aschblond ergab.]

Der Frankfurter Malermeister und spätere Ratsherr Carlot Gottfried Beck erzählt von einem Besuch bei Schopenhauer im Jahre 1857:

Ich frug ihn nun, ob er nicht auch aus seinen jüngeren Jahren ein Porträt besitze, er zeigte mir nun das Bild aus dem Mannesalter, das ihn im antiken Kostüm darstellte [dieses Bild ist leider verschollen]. Interessant wäre es, meinte ich, wenn Sie ein Bild aus ihrer früheren Jugendzeit besitzen würden, etwa aus der Zeit, in welcher Sie die „Vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ geschrieben haben. „Ich besitze ein solches“, erwiderte er mir, fast geheimnißvoll, „aber ich zeige es ungerne, ich habe es überhaupt nur Wenigen gezeigt“. Dann will ich nicht unbescheiden sein und es zu sehen verlangen. „Ihnen zeige ich es“, sagte er darauf und brachte mir ein kleines, aber sehr schön gemaltes Porträt. Ich merkte, als ich dasselbe betrachtete, wie er mich mit großen Augen forschend ansah, als ob er den Eindruck erkunden wollte, den es auf mich machte: „Sie sind frappirt, sind frappirt“, sagte er dann hastig, „ich weiß auch den Grund: die rothen Haare stören Sie.“ Allerdings, da ich Sie nur mit weißem Haar gekannt. „Ich habe nie rothes Haar gehabt, nie“, sprach er dann, fast etwas heftig. „Ich hatte ein eigenthümlich blondes Haar, welches der Maler nur durch ein rothes Untermalen herstellen konnte. Nun hatte ich das Bild während meines Aufenthaltes in Dresden am Fenster hängen, durch welches die warmen Sonnenstrahlen fortwährend auf das Bild wirkten, und zuletzt die obere Lasur gänzlich wegleckten, so daß zuletzt nur das Roth übrig blieb. Das Bild wird auf die Nachwelt kommen, um nun dem Irrthum vorzubeugen als hätte ich rothe Haare gehabt, schrieb ich auf die Hinterseite des

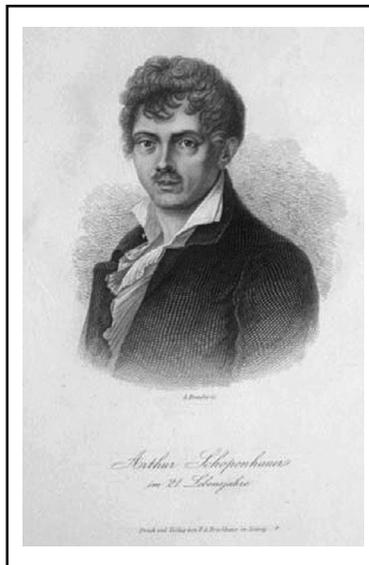
1 Schopenhauer, Arthur: *Gesammelte Briefe*. Hrsg. von Arthur Hübscher. Bonn: Bouvier 1978, 238.

Bildes, wie Sie sehen, in lateinischer, deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache: „Ich habe nie rothe Haare gehabt.“²

In diesem Gespräch zeigt der alte Schopenhauer wieder einmal seine Neigung, Legenden über sich in Umlauf zu setzen, denn er hat das Bild zweifellos nicht schon in seiner Dresdner Zeit besessen.

Die Montage, in der das Bild uns heute vorliegt, zeigt Schopenhauers Farbprotest allerdings lediglich in lateinischer Sprache unter dem Porträt, auf der Rückseite finden sich Eintragungen zur Bildgeschichte von Schopenhauers Testamentsvollstrecker Wilhelm von Gwinner. In dessen Besitz blieb die Miniatur dann bis sie 1960 von seiner Tochter, Charlotte von Wedel, dem Schopenhauer-Archiv in Frankfurt zum Geschenk gemacht wurde.

Seit 1898 trägt ein Stahlstich dieses Bildes, das ein gewisser A. Krausse gestochen hat, und das in der Reihe *Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen* veröffentlicht wurde, zur Verbreitung dieses Jugendbildnisses bei.



Stich nach Karl Ludwig Kaaz

2. Ein Genie wird porträtiert

Nach Abschluß seiner Arbeit *Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* wird Arthur Schopenhauer am 2. Oktober 1813 von der Universität Jena in absentia zum Doktor der Philosophie promoviert. Den Winter 1813/14 verlebt er in Weimar. Dort erfüllt ihn Goethes Einladung, an den Versuchen zur Farbenlehre teilzunehmen, mit einem unvergleichlichen Hochgefühl. Gleichzeitig vermittelt der in Weimar lebende Orientalist Friedrich Majer ihm eine tiefere Bekanntschaft mit der indischen Philosophie. – Doch die Spannungen im Haus der Mutter steigern sich so weit, daß ein Bruch unvermeidlich wird. Im Mai 1814 zieht der junge Gelehrte nach Dresden, um das in seinem Geiste entstehende philosophische Gebäude in intensiver Arbeit zum Reifen zu bringen.

In dieser Situation trifft er einen alten Bekannten aus Göttinger Studententagen wieder, den Maler und Philosophen Ludwig Sigismud Ruhl. Jahrzehnte später, als 88-jähriger Greis, hat der Maler, der die längste Zeit seines Lebens Direktor

² Schopenhauer, Arthur: *Gespräche*. Neue stark erw. Ausg. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann Holzboog 1971, 302.

der kurfürstlichen Kunstsammlungen in Kassel war, seine Erinnerungen an den Jugendfreund in der Erzählung *Eine Grotteske* festgehalten:

Meine Erinnerung führt mich zu dem jungen, noch allerlei hoffenden Doctor Schopenhauer zurück, so wie ich ihm, nachdem wir beide Göttingen verlassen, in Dresden ganz unvermuthet hinter der Kreuzkirche wieder begegnete, wo wir von da ab, trotz täglichen Streitens, unzertrennliche Gefährten wurden.[...]

Weiter unten folgt eine Beschreibung von Schopenhauers äußerer Erscheinung:

Ich sehe dich noch im Geist unter all den Figuren auf der Brühl'schen Terrasse, hinter deren Erdendasein Zeit und Vergessenheit auch die letzte Spur schon verwehte. Du stehst wieder vor mir, mit der blonden, von der Stirn aufstrebenden Phöbuslocke, mit der sokratischen Nase, mit den stechend sich dilatierenden Pupillen aus welchen [...] zerschmetternde Blitze fahren [...]³.

Von Arthur Schopenhauer ist kein Zeugnis zu diesem Bild erhalten. Vielleicht hat er es nie fertiggestellt gesehen; denn er war, unmittelbar nachdem er den letzten Bogen des Manuskripts seines Hauptwerkes *Die Welt als Wille und Vorstellung* an den Verleger Brockhaus in Leipzig geschickt hatte, nach Italien aufgebrochen. Das wichtige Porträt, das uns Arthur Schopenhauer in dem Alter zeigt, in dem er sein Hauptwerk schrieb, blieb im Besitz des Malers. Nach Ruhls Tod macht sich der auch als Schopenhauer-Forscher bekannte Ludwig Schemann um den Nachlaß des Malers verdient, indem er ihn ordnet und für eine wissenschaftliche Edition aufbereitet. Als Dank dafür erhält er von den Erben Ruhls dieses Schopenhauer-Porträt als Geschenk. 1926 endlich wird es zum wertvollsten Stück in der Porträtsammlung des Frankfurter Schopenhauer-Archivs.



Stich nach dem Gemälde
von Ludwig Sigismund Ruhl

3 [Ruhl, Ludwig Sigismund:] *Eine Grotteske*. o. O., o. J. [um 1880], S. 40f. Das einzige bekannte Exemplar dieses offenbar als Privatdruck erschienenen Buches befindet sich im Schopenhauer-Archiv in der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main.

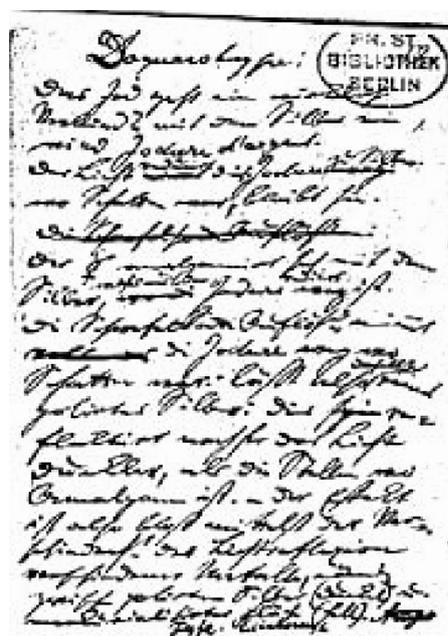
Von diesem Gemälde hat der erwähnte Ludwig Schemann einen Kupferstich anfertigen lassen, den er seiner im Jahre 1893 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Edition unter dem Titel *Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher Briefe von, an und über Schopenhauer* veröffentlicht.

Die Jahrzehnte, die der Veröffentlichung seines Lebenswerks *Die Welt als Wille und Vorstellung* folgen, sind für Schopenhauer gezeichnet von wissenschaftlicher Erfolglosigkeit, einer finanziellen Katastrophe, einem sich lang hinziehenden Zivilprozess – d. h. insgesamt von einer tiefen Depression. Aus der Berliner Zeit Arthur Schopenhauers besitzen wir ebenso wenig ein Porträt wie aus dem ersten Jahrzehnt seiner Frankfurter Jahre.

3. Die Daguerreotypie

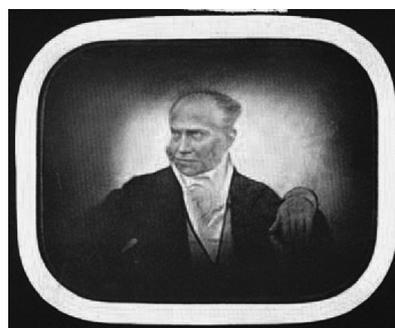
Eine revolutionär neue Bildtechnik, die nach ihrem Pariser Erfinder benannte Daguerreotypie, bringt uns seit 1842 neue Dokumente: 1839 hatte Louis Jacques M. N. P. Daguerre ein Verfahren entwickelt, ein optisch gegebenes Bild mit Hilfe von Quecksilberdämpfen auf eine mit Jod behandelte Silberplatte zu bannen. Schopenhauer, als fleißiger Zeitungsleser, wird bei seinen täglichen Besuchen in einem der Frankfurter Presseclubs von dieser Technik erfahren haben und hat sich, als der stets an naturwissenschaftlichen Fortschritten interessierte Philosoph, baldmöglichst genaue Kenntnis verschafft. In seinem Zettelkasten „Philosophari“ ist eine präzise Beschreibung der chemischen Vorgänge bei der Daguerreotypie erhalten. Ihren besonderen Wert erhalten die Daguerreotypien vor

allem dadurch, daß jede ein Unikat ist, eine Vervielfältigung also in dieser Technik nicht möglich ist. Ihr ästhetischer Reiz, der sich hier und heute durch unsere Bilder nicht wiedergeben läßt, beruht auf dem eigentümlichen scheinbar dreidimensionalen Charakter der Abbildung, der jeweils vom Einfallswinkel des Lichts und dem Blickwinkel des Betrachters abhängig ist.



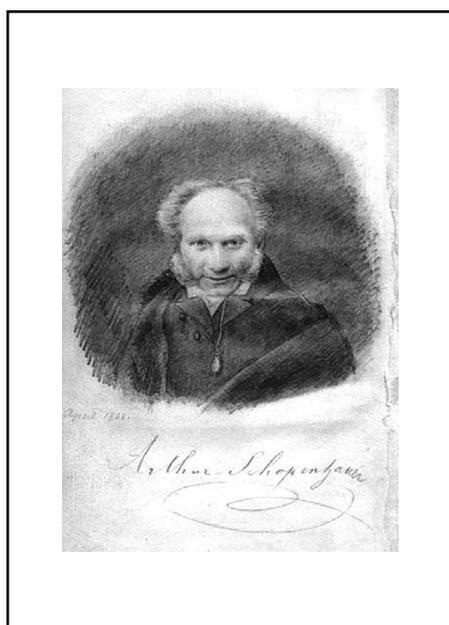
Zettel aus Schopenhauers Notizensammlung mit der Aufschrift „philosophari“

Bereits aus dem Jahre 1842 ist uns das erste Porträt aus einer Frankfurter Werkstatt überliefert. Leider ist es in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Opfer einer unsachgemäßen Behandlung geworden, so daß wir nur noch durch eine alte Photographie eine vage Vorstellung vom ursprünglichen Aussehen der Aufnahme besitzen. Sie zeigt den Philosophen kurz nachdem er 1841 die beiden Preisschriften zur Ethik als gemeinsames Buch veröffentlicht hat. Es ist die Zeit als Schopenhauer mit ganzer Kraft an der zweiten Auflage seines Hauptwerkes arbeitet, die 1844 auf den Markt kommen wird. Kopfhaltung und Gesichtsausdruck sprechen, selbst in diesem schlechten Abbild, von Trotz und Entschlossenheit.



Oben: Foto aus den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts nach der Daguerreotypie aus dem Jahr 1842

Unten links: Bleistiftzeichnung von Johann August Becker



Auf die Spur einer verschollenen Daguerreotypie führte eine kleine Bleistiftzeichnung von Johann August Becker. Becker, Advokat in Alzey, später in Mainz, war einer der frühen Schopenhauerverehrer. Arthur Schopenhauer hat ihn scherzhaft seinen „gelehrtesten Apostel“ genannt. Dieser Becker hat mit eigener, offensichtlich nicht sehr geübter Hand eine ihm vorliegende Daguerreotypie einschließlich Schopenhauers Unterschrift auf dem Vorsatzblatt eines Büchleins, das die zweite Auflage von Schopenhauers Dissertation und eine kleine Schrift Julius Frauenstädt's zusammengebunden enthält, abgezeichnet. Arthur Hübscher teilt in seiner Ikonographie der Schopenhauer-Bildnisse mit, daß die Vorlage ihm unbekannt und verschol-

len sei.⁴ Im Jahre 2003 tauchte in einem Versteigerungskatalog ein Angebot mit Abbildung und Beschreibung auf, das sofort die Assoziation weckte: Da die heute üblichen Preise und die Mittel des Archivs es nicht mehr erlauben, an solchen Auktionen teilzunehmen, blieb nur ein Versuch. Mit einem Brief an „Unbekannt“ wandte sich das Schopenhauer-Archiv an den glücklichen Erwerber des Stücks mit der Bitte um eine gute Photographie des Bildes und die Erlaubnis es zeigen zu dürfen. Tatsächlich erhielt das Archiv eine freundliche Antwort und eine photographische Aufnahme, verbunden mit der Verpflichtung als Quelle „Privatsammlung Paris“ anzugeben. Im Unterschied zu der oben erwähnten Daguerreotypie zeigt diese ein etwas volleres Gesicht; Kopf- und Körperhaltung deuten auf eine gewisse Unsicherheit und die Proportionen von Nase und Mund lassen an einen Vorwurf denken, den Schopenhauer einem späteren Daguerreotypen gemacht hat, nämlich daß der Apparat zu nahe am Gesicht eine optische Verzerrung verursacht habe.

Schopenhauer verschenkt die Daguerreotypien, von denen er in den folgenden Jahren mindestens 19 anfertigen läßt, großzügig. Dennoch sind ihm die Sitzungen, zu denen er sich begeben muß, eine Qual: 1851 schreibt er an seinen Freund Julius Frauenstädt:

Einen Daguerreotyp kann ich Ihnen nicht abschlagen. Sie haben ihn reichlich an mir verdient; [...] von den 4, die Sie kennen, ist der beste fort; ich habe ihn der Madame Mertens-Schaaffhausen in Bonn geben müssen, als welcher ich große Verbindlichkeiten habe. Sie wird ihre beträchtliche Antiquitäten- und Kunstsammlungen öffentlichen Anstalten derart vermachen; so daß mein Bild jedenfalls an einen würdigen Ort kommt und nicht Philistern und Ignoranten in die Hände fällt. Dafür bitte ich Sie, hinsichtlich des Ihnen zu sendenden auch zu sorgen. Ich ließe gern ½ Dutzend machen: allein der jetzige hiesige Daguerreotypen ist ein so unerträglicher, unbeschreiblich widerwärtiger Klotz und Pflögel, daß schon seine Gegenwart mir ein verdrießliches Gesicht aufsetzt. Vorletzten Sommer saß ich bei ihm bereits vor der Maschine: er benahm sich aber so, daß ich plötzlich aufsprang, Hut und Stock ergriff und zur Thür hinaus. Er ist der Einzige, der gute Maschinen hat. Es ärgert mich, daß dem so ist ... also sollen Sie das mit dem der Madame Mertens gleichzeitig gemachte haben: ich sehe darauf indignabundus aus, als stünde ich eben von der Abhandlung über die Universitätsphilosophie auf. Halten Sie es in Ehren: denn jedenfalls werde ich nicht wieder so jung daguerreotypiert. Wenn der Himmel uns doch einen französischen Daguerreotypen zuführte! Mit den Deutschen ist's nichts, den klotzigen Eseln.⁵

In den neunziger Jahren konnte das Schopenhauer-Archiv, unterstützt von großzügigen Spenden, die Daguerreotypien, die sich in seinem Besitz befinden,

4 Hübscher, Arthur: *Schopenhauer-Bildnisse*. Eine Ikonographie. Frankfurt am Main: Kramer 1968, 143.

5 Brief vom 30. Oktober 1851 in *Briefe*, 268.

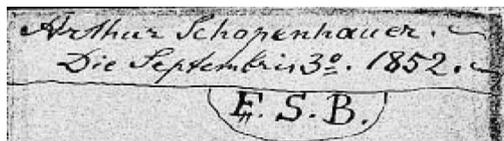
restaurieren lassen. Dabei sind einige überraschende Einzelheiten ans Licht gekommen. Das eben vorgestellte Beispiel aus dem Besitz Julius Frauenstädts stammt nämlich von einem in Frankfurt niedergelassenen Franzosen, der sein Firmenetikett auf der Rückseite der Platte hinterlassen hat. Darauf liest man: „C. L. Leblanc (de Paris)“, den Namen des Meisters, die Öffnungszeiten des Ateliers und seine Adresse am Eschersheimer Tor. Beim späteren Rahmen des Bildes ist diese Rückseite dann verdeckt worden durch ein aufgeklebtes Papier, das oben Schopenhauers eigenhändigen Namenszug und das Entstehungsdatum 16. Mai 1846 zeigt. Darunter befindet sich eine Erklärung von Schopenhauers Testamentsvollstrecker, Wilhelm von Gwinner, die die Herkunft des Bildes aus dem Besitz Julius Frauenstädts und seine Echtheit bestätigt.



Firmenetikett

Das folgende Beispiel gehört zu den am besten erhaltenen Exemplaren im Schopenhauer-Archiv. Es stammt vom 3. September 1852 und wurde von Jacob Seib in Frankfurt hergestellt. Ob dieser der erwähnte „Klotz und Pflögel“ war, ist nicht festzustellen. So wie Schopenhauer aber von unten in die Maschine sieht, kann man es nicht ausschließen. Auf der Rückseite stoßen wir neben dem Firmenetikett auf eine weitere interessante Information. Von Schopenhauers Hand lesen wir:

„Arthur Schopenhauer / Die Septembris 3^o 1852 / F.S.B.“ Die Erklärung dieses Eintrages und die Auflösung der Abkürzung finden wir in Schopenhauers Testament vom 26. Juni 1852: Dort steht unter § VII: „Der Frankfurter Stadtbibliothek vermache ich die mit F.S.B. hinten bezeichneten Daguerreotype.“⁶



Schenkungsvermerk von Schopenhauers Hand

4. Die Photographie

Schopenhauer hatte also begonnen, seinen Anhängern Bilder zu schenken. Diesem Bedürfnis kam eine weitere technische Erfindung zugute: die Photographie. Im Unterschied zur Daguerreotypie, bei der jede Aufnahme positiv und einmalig

⁶ Busch, Hugo: *Das Testament Arthur Schopenhauers*. Wiesbaden: Brockhaus 1950, 70.

auf eine Silberplatte gebracht wird, entsteht bei der Photographie ein Negativbild, von dem durch Umkehrung positive Abzüge in theoretisch unbegrenzter Menge gewonnen werden können. Die Versuchung lag offenbar nahe, für höhere Wirtschaftlichkeit einen Qualitätsverfall in Kauf zu nehmen.

Anlässlich eines Photos aus dem Jahr 1852 schreibt Schopenhauer an den „Urevangelisten“ Friedrich Dorguth am 26. Oktober desselben Jahres:

Noch weniger leisten die Photographen [Schopenhauer meint hier nicht die photographierenden Personen, sondern die dabei entstehenden Bilder]. Zwei von diesen wurden diesen Sommer, auf Gesuch und Kosten eines mir unbekanntem Ungarn in Berlin, hier aufgenommen, sind technisch sehr schön, eines im Profil das andere en face: aber von meiner Person geben Sie eine gar schwache Vorstellung.⁷

Vermutlich von dem in Frankfurt ansässigen Photographen Johannes Schäfer stammt dieses Bild aus dem Jahre 1855. In einem späteren Brief Schopenhauers bezeichnet er es als ein schlechtes Bild, dessen Vervielfältigungen zu verkaufen der Photograph aber die Erlaubnis habe.

Auch mit einem anderen Photographen, dem ebenfalls in Frankfurt ansässigen Carl Mylius, dessen Schopenhauer-Porträt leider verschollen ist, hat Schopenhauer seinen Ärger. Zu Beginn des Jahres 1858 hatte dieser Photograph im Auftrag der *Leipziger Illustrierten Zeitung* bei ihm vorgesprochen.

Doch lassen wir den Künstler selbst berichten:

Mit der Leipziger Illustrierten Zeitung [...] stand ich schon von Nürnberg aus in Verbindung und nahm dies hier wieder auf. Zeitweise schickte ich eine Liste ein, worauf alle aktuellen Ereignisse der Stadt und Umgebung verzeichnet standen, die sich vermittels des Apparates erreichen ließen. Damals war Arthur Schopenhauer nach langem Ringen zu großer Anerkennung gelangt. Ich kannte ihn nur vom Aussehen, wenn er am Mainufer mit seinem Pudel dem Sonnenuntergang zuschaute. Die Leipziger Zeitung beauftragte mich, sein Bildnis mit dem dazugehörigen Text einzuschicken.

Schopenhauer wohnte damals an der schönen Aussicht No. 17. Mittags nach drei Uhr sagte mir die Aufwärterin: „Ich muß erst einmal nach ihm umsehen, er legt sich um diese Zeit etwas zur Seite.“ Ich bat dringend, ihn ja nicht zu stören, ich würde ein andermal kommen, aber schon war sie ins Zimmer gegangen. Es dauerte



Frühe Kopie des verlorenen Originals aus dem Jahr 1855

⁷ GBr, 299.

nicht lange, da gab es ein Gepolter, als raufte die zwei miteinander. Als ich die Schwelle überschritt, stand Schopenhauer mit dem Rücken zum Fenster gelehnt. Er hatte die Arme à la Napoleon zusammengeslagen und das weiße Haar stand künstlich in die Höhe gestäubt. „Was wollen Sie von mir“, fuhr er mich an, „Vor allen Dingen um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie gestört habe. Ich komme im Auftrage der Leipziger Illustrierten, die Ihr Porträt wünschte und mich beauftragte, Sie darum zu bitten.“ Als er den Brief gelesen, gab es eine Scene. Schopenhauer fuhr mit der Hand in die Haare und versuchte, sie noch mehr in die Höhe zu sträuben. Dabei schrie er: „Das verfluchte Publikum will mich sehen, das ... Publikum“. Dabei lachte er, daß sein Mund sich zu einer Grimasse verzog Ich stellte nun Tag und Stunde fest, wann er zu mir kommen wolle. Er kam auch mit der Minute angefahren, geriet aber sofort mit dem Kutscher in lauten Wortwechsel. Ich nahm die beiden mit in den Hauseingang, wo die Sache schnell beigelegt wurde. Schopenhauer stand im Glashaus vor dem Spiegel wieder wie zu Haus Gesichter schneidend und unbeschreibliche Worte gebrauchend. Er nahm seine Taschenuhr, ein wahres Monstrum, legte sie ziemlich unsanft auf den Tisch und sagte: „Ich gebe Ihnen zwanzig Minuten Zeit, wenn Sie dann nicht fertig sind, gehe ich fort, ich habe durchaus keine Zeit, länger zu warten.“

Die Aufnahmen erfolgten damals noch mit nassen Platten, die sofort zur Belichtung in den Apparat gebracht werden mußten, was aber hier nicht möglich war, da Schopenhauer sich gar nicht beruhigen konnte, immer noch Gesichter schnitt und gar nicht auf mich hörte. Die Sitzungszeit war $\frac{1}{2}$ Minute, aber er konnte sich nicht so lange beherrschen und die Aufnahme fiel ungenügend aus. Er sah dies denn auch ein und hätte auf einmal Zeit für $\frac{1}{2}$ Dutzend Wiederholungen gehabt. Ich begnügte mich mit zwei Aufnahmen, da etwas besonderes doch nicht zu erwarten war. Der Text war geschrieben und ich hätte mich nicht überreden lassen sollen, die Photographie einzuschicken. Durch die Übertragung des Zeichners und Holzschneiders ward die geringe Ähnlichkeit auch nicht vermehrt.“⁸

Als das Porträt dann in Holz geschnitten in der Zeitung erscheint, kommt Schopenhauer erst so richtig in Wut. Er schreibt an Gustav Brecht, den späteren Bürgermeister von Quedlinburg, am 8. Februar 1859:

Ihre Theilnahme an meiner Philosophie und sogar an meiner Person ist mir höchst erfreulich. Aber umso mehr muß ich es bedauern, daß Sie haben glauben können, ich sähe aus wie die abscheuliche Karikatur in der Illustrierten Zeitung. Sie ist nach einer schlechten Photographie, aber vom Holzschneider noch 10 Mal schlechter kopirt. Die dicke Nase ist ganz allein aus meiner zu großen Nähe an der Maschine entstanden; die Augen schielen, der Mund ist verzerrt: kaum bleibt eine ganz entfernte Aehnlichkeit übrig.

Denselben Brief setzt Schopenhauer dann fort:

Photographirt bin ich öfter, für allerhand Fremde; doch stets ungenügend. Der hiesige Photograph Schäfer hat, wie Luntenschütz mir sagt, jetzt durch einen neuen

8 Gespr, 521f.

Apparat es bis zum Gipfel dieser Kunst gebracht und sehr schöne Porträts geliefert. Wollen Sie ihn damit beauftragen, so will ich Ihm sitzen: es ist ja bald geschehen und muß ich den Ömalern ganz andere Opfer meiner Zeit bringen, die jetzt sehr eingenommen ist von der Bearbeitung und Vermehrung meines Hauptwerks zur 3^{ten} Auflage. Um die Fortdauer Ihrer Zuneigung bittend Ihr ergebener [...].⁹

Damit sind wir bei einer Reihe von photographischen Aufnahmen angekommen, die der Frankfurter Photograph Johannes Schäfer im März 1859 angefertigt hat. Drei Aufnahmen in sehr vielen verschiedenen Abzügen sind bekannt. Für den Betrachter sind sie nur an ganz geringen Unterschieden einzeln zu erkennen: Die Richtung der Finger der rechten Hand, die Lage der Halsbinde und ähnliche Kleinigkeiten. Ob das Bild nur den Kopf, den Oberkörper oder ein sogenanntes Kniestück zeigt, ist durch meist unterschiedliche Ausschnitte derselben Aufnahme entschieden.

Diese Schäferschen Photographien sind dann rasch und weit verbreitet worden. Für die Wirkungsgeschichte wurden sie vor allem dadurch von Bedeutung, daß sie die Vorlage für zahllose künstlerische Schopenhauerporträts „post mortem“ bildeten.

5. *Maler geben sich die Klinke in die Hand*

Mit dem Erscheinen der *Parerga und Paralipomena* 1851 kommt der Ruhm spät zum Philosophen. Damit mehren sich die Verpflichtungen gegenüber einer schnell wachsenden Gemeinde von Verehrern. Am 2. Mai 1855 schreibt Schopenhauer an Julius Frauenstädt:

Hier scheint, Gottlob, allmählig der Teufel los zu seyn: ich vernehme allerhand. z. B. in Öl gemalt werde ich schon jetzt, von einem sehr vorzüglichen Maler, dessen lebensgroße Venus und Cupido in der Pariser Ausstellung, die so Vieles streng abgewiesen hat, aufgenommen ist. Er ist Franzose, heißt aber Lunteschütz! Er hat schon im Winter (wohl absichtlich) sich zu mir an der Table d'hôte gesetzt und ist sehr oft dahin gekommen, so daß er mich im lebhaften Reden gesehen hat, weil ich allmählig, da er ein guter Kerl ist, mit ihm vertraut wurde und loslegte: dadurch kennt er meine wahre Physiognomie genau. Er kennt meine *gloria* bloß aus dem Stadtgespräch: aber er malt mich auf eigene Rechnung, obwohl er sehr theuer ist: ich fragte im Winter ein Mal, was er für ein Porträt nähme, etwa 20 Louisdor? – *Plus que cela* war die Antwort. Es wird ebbs Rores werden: habe schon 2 Mal gesessen, gegen 2 Stunden, Vormittags. Jetzt muß es einige Tage trocknen. Es kommt erst hier auf die Galerie zur Ausstellung, dann nach Berlin zur Ausstellung.¹⁰

⁹ Gespr, 445.

¹⁰ GBr, 362f.

Was hier noch stolz und zufrieden klingt, weicht aber bald der Ungeduld. In vielen Briefen klagt er über die endlosen und häufigen Sitzungen, über die Unzuverlässigkeit des Malers in demselben cholерischen Ton, den wir schon von seinen frühesten Briefen an Brockhaus kennen. Am 29. August 1855 endlich meldet das Frankfurter Blatt *Didaskalia*: „Frankfurter Kunstverein. Neu ausgestellte Werke, Oelgemälde: [...] 3) J. Luntenschütz in Frankfurt am Main Porträt Schopenhauers.“¹¹ Zu diesem Zeitpunkt aber war das Bild bereits verkauft. Hatte Schopenhauer am 11. September 1854 an Frauenstädt geschrieben: „Hat mich besucht Herr Wiesike, großer Gutsbesitzer bei Brandenburg, ist von Soden, wo er badete, 2 Mal, weil er mich nicht antraf, nach Frankfurt gekommen: sehr vernünftiger Mann“¹², so teilt er demselben am 17. August 1855 mit:

Mein Bild ist fertig und verkauft. Wiesicke hat sich zu rechter Zeit eingefunden und hat es von der Staffelei weggekauft für 250 fl [Gulden]. Das Unerhörteste aber ist, daß er mir und dem Maler ernsthaft gesagt hat, er wolle für dieses Bild ein eigenes Haus bauen, darin es hängen soll! – Das wäre dann die erste mir errichtete Kapelle. *Recitativo*: „Ja, ja! Sarastro herrschet hier.“ – und A^{no} 2100?¹³



Luntenschütz hatte in Frankfurt ein Atelier im Deutscherherrenhaus. Ein Ort, der Schopenhauer besonders wert war, weil er hier die spätmittelalterliche *Theologia Teutsch* entstanden wußte, ein Werk, das in seiner Philosophie eine wichtige Rolle spielt. Der Maler mit dem deutsch klingenden Namen stammte aus Besançon, wo er 1822 geboren worden war. Seine Ausbildung hatte er überwiegend in Frankfurt und in Paris genossen und war, als er Schopenhauer zum ersten Mal porträtierte, 33 Jahre alt. Aus der Zeit von 1855 bis zu seinem Tod im Jahre 1893 sind 12 Schopenhauer-Porträts in Öl und zahlreiche unterschiedlich ausgearbeitete Zeichnungen von Jules Luntenschütz bekannt.

Federzeichnung
von Jules Luntenschütz

11 Bildn, 101.

12 GBr, 350.

13 GBr, 370.



Links:
Das erste Schopenhauer-Porträt
von Julius Hamel

Dem nächsten Maler, der sich um Schopenhauers Bildnis mühte, fiel zunächst seine Jugend zum Nachteil aus. Julius Hamel, geboren 1834, kam 23-jährig zu Schopenhauer. Beauftragt hatte ihn der Königlich Preussische Geheime Oberregierungsrat Eduard Crüger. Es ist derselbe, der für Schopenhauer 1856 die Buddhastatue in Paris gekauft hatte, die für den Philosophen von so großer Bedeutung war.

Eine treffliche Schilderung der Begegnung zwischen Schopenhauer und dem Maler gibt Carlot G. Beck, der spätere Frankfurter Stadtrat:

Nun wurde ihm, dem jungen, bescheidenen Mann, die Aufgabe gestellt, den hervorragenden Philosophen zu malen. Mit großer Ängstlichkeit, fast Befangenheit saß er ihm gegenüber. Während der ersten Sitzungen frug ihn Schopenhauer, was er für das Porträt bekomme. Hamel nannte einen sehr bescheidenen Preis, Schopenhauer schüttelte unwillig den Kopf, und wie er oft laut zu denken pflegte und jedenfalls in der Meinung, nicht verstanden zu werden, brummte er vor sich hin: „Unsinn, beschränkter Kopf, versteht nicht seinen Vortheil, einfältiger Mensch!“ Hamel, der natürlich alles hörte, lief es kalt und warm über den Rücken. Als nun die Sitzung beendet war, sprach er zu ihm: „ein Maler muß seinen Werth zu schätzen wissen, er darf seine Werke nicht wegschleudern, wie verdorb'ne Krämerwaare. Der Künstler muß den Menschen Respekt vor seiner Persönlichkeit einzulösen wissen und darf sich nicht scheuen, den Preis zu fordern, den das Werk werth ist. Ihr Preis ist viel zu niedrig, den mag ein Pfuscher fordern.“ Nach der ersten Sitzung war er mit dem Bild noch recht zufrieden und lobte das schöne Colorit und die sorgfältige Behandlung, als er es aber nach der zweiten Sitzung betrachtete, rief er entrüstet aus: „Das Bild ist erschreckend ähnlich, ist trefflich gemalt; – aber *ich* bin das nicht. Das ist ein beschränkter Dorfschulze. Merken Sie sich, junger Mann, das Porträt soll kein Spiegelbild sein, das liefert das Daguerreotyp besser. Das Porträt muß ein lyrisches Gedicht sein, aus dem uns eine ganze Persönlichkeit, mit ihrem ganzen Denken, Fühlen und Wollen entgegenspricht. Unbedingt muß jedes gute Bild poetisch empfunden sein und poetisch auf uns wirken, ja es muß sich in Poesie übersetzen lassen, denn die Poesie ist die Mutter aller Künste“¹⁴

14 Gespr, 456.

Paul Julius Möbius überliefert noch ein weiteres menschlich aufschlußreiches Detail dieser Begegnung:

Eines Tages aber sei Schopenhauer vor das Bild hingetreten und habe eine große Strafpredigt begonnen, habe ihn, den Maler, heruntergeputzt wie einen dummen Jungen. Da habe ihn der Zorn überwältigt, er habe das Bild von der Staffelei genommen und wütend in die Zimmerecke geworfen. Schopenhauer habe ihn einen Moment starr angesehen, habe es aufgenommen und auf die Staffelei zurückgebracht. Nun habe er gesagt: „Erstens, mein lieber Herr Hamel, war es nicht so böse gemeint, und dann dürfen Sie nicht vergessen, daß das Bild immerhin mich darstellt.“ Er habe eine Erzählung von einem römischen Bilde angeschlossen, dessen Urbild erklärte, man müsse sein Porträt, auch wenn es unvollkommen sei, respektieren.¹⁵

Nun, Schopenhauer hat zwar für den Moment den Künstler getröstet, er blieb aber bei seiner ablehnenden Haltung. Das Porträt war ihm nicht „statuarisch“ genug – vielleicht ärgerte es ihn auch, daß er seine Schwerhörigkeit abgebildet zu sein glaubte. Jedenfalls hat er sich über das Werk so abfällig geäußert, daß der Herr Geheime Regierungsrat Crüger es nicht abnahm. Später hat Julius Hamel es der Frankfurter Künstlergesellschaft geschenkt, die es 1929 als Dauerleihgabe ins Schopenhauer-Archiv gab.¹⁶ Der Maler hat bis 1901 noch mehrere Schopenhauer-Bildnisse geschaffen, diese aber, des Donnerwetters eingedenk, ganz brav, frontal, und nach photographischer Vorlage.

Mit dem Künstler des nächsten Porträts begegnet Schopenhauer wieder einer zeitgenössischen Berühmtheit auf dem Felde der Porträtmalerei: Angilbert Göbel. Schopenhauer jubelt:

Der berühmteste hiesige Maler ist jetzt Göbel, und ist es durch das, Anfang dieses Jahres ausgestellte Porträt einer alten Bäuerin, die im Gesangbuch liest, wobei wie man deutlich sieht, sie die Lippen bewegt [...] ¹⁷.

Das schreibt er an Julius Frauenstädt am 31. Oktober 1856 und nahezu gleichzeitig an Carl Georg Bähr, seinen jugendlichen Dresdner Freund, an den niederländischen Botaniker und Blumenhändler Frederik Willem van Eeden, an den Schriftsteller und Lehrer David Asher in Leipzig und so erzählt er es Carlot G. Beck und dem Geheimen Regierungsrat Crüger, die wir beide schon erwähnt haben.

Mit der Fertigstellung des Bildes stellt sich bei Schopenhauer wieder eine gewisse Ernüchterung ein: in einem Brief an Bähr, der ja selbst Sohn eines Dresdner Malers und Kunstprofessors ist, schreibt er:

15 Bildn, 115.

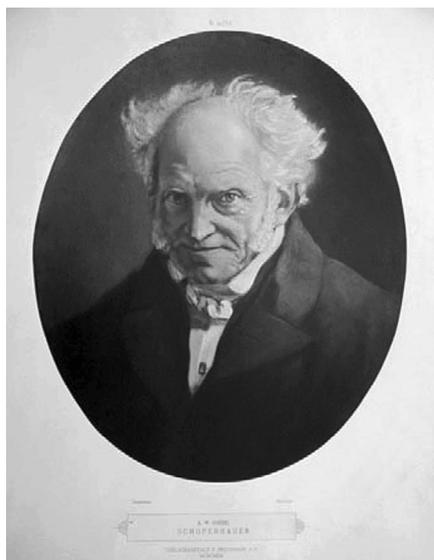
16 Ebenda, 115.

17 GBr, 404.

Göbel, unser bester Porträtmaler, von vielem Talent, hat soeben mein Porträt vollendet, gewiß sehr ähnlich und nicht geschmeichelt: aber ich sehe keine Spur von Geist und ächtem Ausdruck: ein alter Drache ist's. Göbel ist ein superlativer Realist. Es steht im Kunstverein ausgestellt: er verlangt 30 Louisd'or dafür, und will es selbst in Kupfer stechen. Es ist nicht das Ideal des Individuums, sondern es ist das Individuum.

Dieses Urteil teilt Schopenhauer dann genauso oft seinen Brief- und Gesprächspartnern mit, wie kurz zuvor seine hoffnungsvollen Erwartungen. Noch im selben Jahr erscheint die von Göbel selbst hergestellte Radierung des Bildes auf dem Markt. Das Original wird von dem Frankfurter Arzt Dr. Ernst Roberth aus dem Besitz des Künstlers erworben; später schenkte er es einem befreundeten Kollegen in Zürich und der vermachte es 1905 der Galerie in Kassel, wo es sich heute noch befindet.

Spätestens seit 1855 ist für Schopenhauer der Zusammenhang zwischen seinem sich rasch verbreitenden Ruhm und dem populären Wunsch nach seinem Bildnis deutlich. Wiederum an Julius Frauenstädt schreibt er am 23. Dezember 1855:



Radierung des Ölporträts
von Angilbert Göbel

Kommt mir ein Brief aus Zürich, von einem K. Ritter meldend „in einem Kreise, zu dem er gehöre, seien meine Schriften mit solcher Begeisterung gelesen“ daß sie sehr wünschen – mein Bild zu haben, – in Daguerreotyp, Zeichnung, Farbbild oder wie, und daß der Künstler es an ihn schicken und den Betrag sich von der Post zahlen lassen möge. Die haben sich eine schöne Zeit gewählt, in den kürzesten, finstersten Tagen, wo Kälte und Schnee Alles erschweren. Indessen will ich es machen lassen, sobald die Tage etwas länger und heller sind. – Sie sehen, das Wachstum des Ruhms befolgt die Gesetze einer Feuersbrunst, d. h. geht nicht in arithmetischem, sonder in geometrischem, wohl gar kubischen Verhältniß – und der Nil ist bei Kairo angelangt.¹⁸

18 GBr, 378f.

6. Ein Bildertausch

Von diesem späten Ruhm weiß auch der Kunstkenner und Mäzen Johann Gottlob von Quandt, der in Dresden und Dittersbach im Schönfelder Hochland sesshaft geworden ist. Quandt und Schopenhauer sind seit der gemeinsamen Jugendzeit in Dresden in dauerhafter Freundschaft verbunden, obgleich Quandt erst in den 40-er Jahren zu einem Anhänger der Philosophie seines Freundes wird. Quandt hat oft Umwege in Kauf genommen, um bei seinen Reisen einen Besuch bei Schopenhauer in Frankfurt zu machen.

1856 schickt Schopenhauer eines der von Jules Luntenschütz gemalten Porträts als Geschenk nach Dittersbach. Quandt revanchiert sich mit einem seiner Porträts, das er nach Frankfurt sendet. Beide Bilder sind verschollen. Ein wichtiges Zeugnis aber ist der vierseitige Brief Quandts, mit dem er seinem Freunde den Empfang des Bildes bestätigt, seinen Dank zum Ausdruck bringt und sich ausführlich kritisch mit dem Bild auseinandersetzt:

Mein theurer, alter Freund.

So eben habe ich Ihr Bildnis erhalten & streite mich mit dem mir unbekanntem Künstler, der Sie nicht so aufgefaßt hat, wie ich mir Sie denke, aber freilich ist sehn & jemand denken, etwas ganz anderes. Das bildliche Denken idealisirt, alles Zufällige bleibt weg & die Zeit hat keinen Einfluß auf das Bild des Freundes in unserer Erinnerung. Die Portraits sollten eigentlich nicht nach der Natur, sondern von genialen Künstlern nach dem Eindruck gemalt werden den eine Person auf sie machte, es sollten Charakterbilder seyn, die den Menschen auf seinem Culminationspunkte darstellten. Man sagt von gelungenen Bildnissen, daß solche jemand vorstellen „wie er leibt & lebt“ ich wollte die Bildnisse stellten mir Freunde mehr dar, wie sie leben, als wie sie leiben.¹⁹

7. Schopenhauer verliebt?

Eine ganz eigene Geschichte rankt sich um unser letztes Beispiel. Der Biograph der Künstlerin Elisabeth Ney, Eugen Müller, berichtet:

Im Oktober 1859 erschien an der Tür seiner Wohnung eine junge Dame und bat um eine Besprechung. Frauen hatten selten Höflichkeiten seitens des großen Pessimisten und Weiberfeindes zu erwarten. Brüsk verweigerte der Türhüter [hier irrt der Biograph, es war gewiß die Haushälterin] ihr den Eintritt. Trotzdem trat sie ein und drang bis in das Innere des Heiligtums des großen, damals einundsiebzigjährigen Philosophen vor, dessen Lebensbahn sich ihrem Ende zuneigte. Mit ihrer einnehmenden und liebenswürdigen Überredungskunst teilte sie ihm mit, daß sie eine Büste von ihm machen wolle. Darauf erwiderte er in seiner plumpen, charakteristischen Grobheit, daß sie etwas Unmögliches verlange. Er wünsche keine

19 Quandt an Schopenhauer am 8. April 1857, Schopenhauer-Archiv: III, 167 (neu: 195).

Büste zu haben – am wenigsten von einem unbekanntem und mehr als kühnen Mädchen.²⁰

Das weitere teilt Schopenhauer dann selbst mit, und zwar allen, „wes Herz voll ist, dem läuft der Mund über“. Alle, die er kennt, müssen es erfahren, in Gesprächen und in Briefen: der Alte ist verliebt. Am schönsten schreibt er es am 1. März 1860 an Adam von Doß, von dem er weiß, daß er glücklich verheiratet ist:

Im October kam die Bildhauerin Elisabeth Ney, Großnichte des Marschalls, aus Berlin hierher, um meine Büste zu machen. Sie ist 24 Jahre alt, sehr hübsch und unbeschreiblich liebenswürdig. Sie arbeitete in einem abgesonderten Zimmer meines jetzigen (viel größeren und schöneren) Logi's Tag vor Tag, fast vier Wochen lang, ließ sich Mittagessen aus der Restauration, über mir im Hause, holen und kam Nachmittags bei mir Kaffee trinken, wenn ich heim kam. Hat mich auch ein paar Mal auf meinem Spaziergang am Main, über Stock und Stein, begleitet. Wir harmonirten wundervoll.²¹

Dies hat Schopenhauer wohl über keine andere zwischenmenschliche Beziehung in seinem ganzen Leben gesagt. Im Gespräch mit Robert Hornstein schwärmt er:

Denken Sie, wer bei heute mir war? Eine schöne junge Dame, eine talentvolle Bildhauerin, eine Verwandte von Marschall Ney. Sie ist eigens hierher gekommen und bleibt längere Zeit hier um eine Büste von mir zu machen ... Sie arbeitet den ganzen Tag bei mir. Wenn ich vom Essen komme, trinken wir zusammen Kaffee, sitzen beieinander auf dem Sopha, da komme ich mir dann vor wie verheiratet.

Und Hornstein fügt hinzu: „Dabei rieb er sich vergnügt die Hände.“²²

Die Büste wird fertig. Schopenhauer ist begeistert und er beginnt, rundum in Briefen und Gesprächen für das Werk und die Künstlerin zu werben, läßt Werbetexte in Zeitungen und Zweitschriften drucken und ist außer sich vor Eifer. In den Frankfurter *Didaskalia* erscheint am 25. November 1859 folgende Anzeige:

Frankfurt, den 22. November (Eigenes). Wir machen alle Verehrer Arthur Schopenhauer's auf die höchst gelungene Büste des großen Philosophen von der Bildhauerin Fräulein Elisabeth Ney aus Berlin (Großnichte des Marschalls) aufmerksam, die seit einigen Tagen im Locale des hiesigen Kunstvereins aufgestellt ist. Wir wissen es der Künstlerin Dank, die ihr Werk nur aus Begeisterung für den großen Denker vollenden konnte, so wie auch diesem selbst, der ihr Gelegenheit geboten, der Mit- und Nachwelt ein treues Bild von ihm zu geben.²³

20 Müller-Münster, Eugen: *Elisabeth Ney*. Leipzig: Koehler & Amelang 1931, 34f.

21 GBr, 472

22 Gespr, 224f.

23 Bildn, 127

Nach der ersten Ausstellung der fertigen Büste nimmt die Künstlerin ihr Werk zu vervielfältigendem Abguß mit nach Hannover, wo sie für einen neuen Auftrag arbeitet. Schopenhauer wartet auf seinen Abguß und wieder reitet ihn der Teufel der Ungeduld. Er drängt mit gewohnter Maßlosigkeit und erfährt eine Antwort, wie er sie wohl noch nie zuvor erhalten hat. Elisabeth schreibt am 10. Mai 1860 aus Hannover:

Hochverehrter Freund – so nenne ich Sie, so haben Sie sich zum ersten Mal unterschrieben, und so sollten Sie nicht unkonsequent genug sein, dies zu vergessen. Aber dergestalten sind die Menschen! Und auch selbst ein Philosoph Schopenhauer weiß in keines Menschen Seele und Herz einen urgewaltigen Griff zu tun und unerschütterliches Material sich heraufzuholen, darauf zu bauen für die Ewigkeit. „Möchte kein Hund so länger leben“ [...] So unangenehm Ihre hochverehrten Zeilen (vom 26. v. M., welche ich gestern empfang) durch den Ton des Schreibens mir einesteils geworden sind, muß ich Ihnen doch viel, viel Mal danken dafür, denn Sie haben mir mehrmals einen recht glücklichen Tag bereitet. War es doch ein Zeichen und Gedenken aus der unmittelbarsten Gegenwart meines hochverehrtesten, hoch auf einem Altar thronenden Freundes. Die liebsten Stunden brachten sie mir so nahe, [...].



Elisabeth Ney

Sie setzt ihren langen Brief mit der Beschreibung der Personen fort, die, um Schopenhauer zu sehen, zu ihr ins Atelier pilgern und schließt dann:

Nehmen Sie denn mein Versprechen, jetzt auf alle Fälle für die Verbreitung der Büste zu sorgen, freundlich und wie sicher auf, vor allen Dingen aber, daß in keines Menschen Hände eher eine gelangt, als in die Ihrigen, welches sind die meines hochverehrtesten und stets gegenwärtigen Freundes. Mit herzlichem Gruß in aller Ergebenheit und Freundschaft – Elisabeth Ney.²⁴

Als Trost legt sie ihrem Brief diese Photographie bei, die die Künstlerin mit der Büste Schopenhauers zeigt – und Arthur Schopenhauer ist offensichtlich getröstet. Er dankt ihr, indem er ihr in einem (leider nicht erhaltenen Brief) mitteilt, daß er dem Photo in seinem Zimmer einen Ehrenplatz gegeben habe und Elisabeth schreibt in ihrem letzten bekannten Brief an Arthur am 11. August 1860:

Wie vielmals danke ich für den Ehrenplatz, den mein Bildchen von Ihnen erhalten; furchtbar stolz hat es mich gemacht; umso mehr als Ihre freie Bestimmung ihn mir gegeben. – Es ist ein Stückchen merkwürdiger Poesie, die mir das Bildchen in Erinnerung ruft und die ich wohl auf der weiten Welt nur vergeblich wieder suchen werde [...].²⁵

Elisabeth Ney war wohl die einzige Frau in Schopenhauers Leben, die ihm auf Augenhöhe begegnet ist.

²⁴ Müller-Münster: *Elisabeth Ney*, 37f.

²⁵ Ebd., 40.